

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 11 (1916)
Heft: 9

Artikel: Indischer Spruch
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351158>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Männern eine ergebene Sklavin werdest. Sie alle werden deine Kräfte ausnützen, deine Eigenart zertreten und dich als minderwertig betrachten. Nein, davor möchte ich meine liebe Tochter bewahren. Schließlich waren alle Bitternisse und harten Kämpfe meines Lebens nicht umsonst. Meine Lebenserfahrungen sollen meinem Kinde zugute kommen. Dann hat mein Ringen doch noch eine Frucht gezeitigt. Ich bin verhöfht. Du wirfst nicht den besten Teil deiner Kraft und Intelligenz in aufreibendem Kampf um deine Eigenart verschwenden und innerlich arm und einsam durch die schönsten Jahre deines Lebens schreiten müßten. Darum tapfer zu, kleine rebellische Tochter, komm, reich mir die Hand, wir marschieren zusammen, wie zwei gute Kameraden.

Gar viele Mütter verstehen ihre Töchter, die eigene Wege gehen, nicht. Solche Mißverhältnisse sind für beide Teile tief zu bedauern.

Nun zurück zu unserem Spiel.

Nach einigem Zuschauen entdeckte Meili doch eine kleine Bekannte im Kreis. Sie trat zu ihr, nahm sie bei der Hand und spielte mit. Mit regem Interesse verfolgte ich das Spiel unserer kleinen Proletarierinnen. Ich staunte, wie diese Mädchen so ruhig überlegten, entschieden zuschlügen und sicher trafen, ganz wie sonst die Buben. Diese sichern, resoluten Mädel werden gewiß keine willenslosen, gefügigen Sklavinnen werden. Ganz zuletzt kam auch Meili an die Reihe zum Schlagen. Mit verbundenen Augen und erhobenen Stock überlegte sie einen Augenblick, wo jetzt der von ihr kurz vorher mit dem Stock berührte Blumentopf sei, dann schlug sie entschieden zu, traf prompt und klirrend sprang der Topf in Scherben. Die Belohnung, einen Fünfer, drückte sie mir nachher still in die Hand.

Das Spiel gefiel allgemein. Der mit Klirren in Scherben springende Topf und der „Fünfer“ bildeten die zwei „Hauptmomente“. Aber gerade diese zwei gefielen mir gar nicht. Und zwar darum nicht: Der Blumentopf ist ein Produkt der Arbeit. (Sein Geldwert beträgt höchstens 20 Rp.) Der Zweck unserer Hände Arbeit ist aber nicht, etwas zu schaffen, um es nachher mutwillig, im Spiel, zu zerstören. Dagegen kann man ja allerdings einwenden, bei der heutigen kapitalistischen Produktionsweise spiele ja nicht die Arbeit und das Arbeitsprodukt, sondern der Profit die Hauptrolle. Aber muß denn das immer so bleiben? Gegenwärtig bemüht sich jede fortschrittlich gesinnte Lehrkraft, die Handarbeit in der Schule einzuführen, damit die Kinder nicht nur leeres Wissen, sondern auch praktische Fertigkeiten erwerben. Ja, man möchte am liebsten soweit gehen, die Arbeit, das heißt das Entstehen der Dinge in den Händen der Kinder, zur Grundlage des ganzen Unterrichts zu machen. Ein Kind, das in der Schule aus Ton oder irgend einer andern leicht zu formenden Masse mit Mühe und Fleiß einen Blumentopf geformt hat, wird mit Freude und Stolz das Produkt seiner eigenen Hände Arbeit betrachten und es sorgfältig vor Zerbrehen hüten. Durch eine solche Lehrmethode kommen die Kinder ganz von selbst auf die Wertschätzung der Arbeit und die Achtung vor dem Arbeiter. Und das ist etwas ganz Großes und Neues. Denn bis dahin war die Arbeit verpönt, nur würdig für Sklaven, und die Arbeiter waren wirklich nichts anderes als verachtete Sklaven.

Das oben erwähnte Spiel erzieht aber durchaus nicht zur Respektierung eines Arbeitsproduktes. Im Gegenteil, es weckt die Zerstörungssucht. In jedem normalen Kind steckt ein lebhafter Tätigkeitstrieb. Wird der nicht richtig erzogen, das heißt gibt man dem Kind nicht Gelegenheit, etwas Positives zu schaffen, so wird es anfangen zu zerstören und verderben; Kinder faulenzten nie. Das Spiel ist ihre Arbeit. Irgend etwas geschieht immer. Das liegt ihnen im Blut. Darum ist es so wichtig, diesen Trieb frühzeitig in rechte Bahnen zu leiten, das Kind zum Bilden und Entstehen neuer Gegenstände zu veranlassen, an denen es selber Freude hat. Denn die Arbeit ist ein Quell der reinsten Freuden, sobald man sie freiwillig, aus innerem Drang und für sich selber tut. Verhaßt wird sie erst, wenn wir sie gezwungen, um fargen Lohn, für andere tun müssen.

In unserem Spiel könnte man ja ganz gut eine Glocke oder eine Blechbüchse verwenden, die dann, vom Stock getroffen, auch klingen würde, aber nicht kaputt ginge. Mich würde es wenig wundern, wenn nun das eine oder andere Mädel in Mütteres Küche an Tassen, Krügen und Töpfen in jugendlichem Uebermut seine Trefflichkeit erproben würde. Von Mutter bekäme sie ganz entschieden keinen Fünfer als Prämie dafür. Denn die spärliche Mutter würde den angerichteten materiellen Schaden bedauern und nicht die Geschicklichkeit ihrer kleinen Tochter be-

wundern. Eine Proletariermutter denkt in unserer teuren Kriegszeit eben anders als jener prözige Wirt, der seelenbergnügt seinen drei Buben zuschaute, wie sie mit Steinen die Glascheiben eines Hintergebäudes einschlugen und gemächlich meinte, er vermöge es schon, neue Scheiben einsetzen zu lassen. Hauptsache sei, daß die Buben treffen. Die mühten gute Schützen werden. Was Zerstörungsmut anrichtet, sehen wir am deutlichsten an Bildern aus dem gegenwärtigen Krieg.

Und nun der zweite Punkt, der mir bei diesem Spiel mißfiel, war die Belohnung mit Geld. Mit einer Geldmünze an und für sich kann ja ein Kind nichts anfangen. Es muß sich erst etwas kaufen. Darum schenke man lieber etwas in Natura, einen Kuchen, einen Apfel, eine Orange, ein Bildchen, eine Pseife usw. Man kann die Kinder ja den Gegenstand auch selber auswählen lassen. Warum soll sogar bei uns im Spiel das Geld eine Rolle spielen? Unser Kampf ist doch ein Krieg gegen die Macht des Geldes, gegen das Kapital. Für uns soll es nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck sein. Darum fangen wir auch gleich hier, und zwar auch gleich bei unserer lieben Jugend konsequent zu handeln an.

Wlauderecke.

Liebe „Vorkämpferin“! Dir hat man schon manches Leid geklagt. Drum tue ich's auch und trage Dir mein Klagelein vor. Du weißt, wie schwer die arbeitenden Frauen und Mädchen durchs Leben müssen. Ich bin auch eine von ihnen, eine arme Weisnäherin.

Zwei Jahre muß man eine gute Lehre durchmachen und dafür bezahlen und dann erst noch ein Jahr zur Ausbildung in ein feines Geschäft gehen. Und wenn man meint, man möchte auf dem Beruf zu Hause arbeiten für ein Geschäft, so bekommt man für den feinsten Artikel nur 30 Rappen. Im Tag verdient man dann kaum einen Franken und mit dem soll eine Tochter durchkommen. Kein Wunder, wenn schon so viele ein Dirnenleben anfangen. Wie traurig sieht es in dieser Beziehung in der schönen Stadt Zürich aus! Da verlangen solche „noble“ Geschäfte gelernte Weisnäherinnen. Die Arbeit soll tadellos gemacht sein, damit die Geschäftsinhaber die Wäsche teuer verkaufen können, während eine Arbeiterin, wenn sie noch so einfach lebt, hungern muß und sich vor dem Verhungern oft genug nur durch „Schlechtigkeit“ schützen kann. Könnte doch in diesen Geschäften einmal eingegriffen und geholfen werden. Wie viele wären dankbar dafür und würden vielleicht viel weniger Dirnen herumlaufen.

Eine Weisnäherin, die in dieser Beziehung viel erlebt hat.

Anmerkung der Redaktion: Der Verband der Schneider und Schneiderinnen, Volkshaus, Zürich, und deren Sekretär sowie die Arbeiterinnensekretärin haben sich schon große Mühe gegeben um die Organisation der Schneiderinnen und Weisnäherinnen. Ihrer viele haben es eben noch gar „hoch im Kopf“ und wollen nicht Arbeiterinnen heißen. Wie manche dünkt sich im elegant aufgepuzten Straßentkostüm erhaben über den armen, aus eigener Kraft sich durchringenden Arbeitsschweßtern und sind vielleicht an Leib und Seele doch noch ärmer wie sie. Der Einsichtigen, die uns den Brief geschrieben über das Los der Weisnäherinnen, die uns eine ganze Reihe jener noblen Geschäfte genannt und schließlich doch nicht die Kurage hatte, uns ihren Namen zu nennen, sei nur das eine gesagt: Alles Klagen und Jammern hilft nicht aus dem Elend heraus. Was nützt, ist der feste Wille zur Tat, zur Selbsthilfe, der Entschluß zur Vereinigung in der Gewerkschaft, in der Organisation. Wenn sie, die Brieffschreiberin, uns da mithelfen, wenn sie eine der Mutigen, der Aufrechten, sein wollte?

Judischer Spruch.

Zehn Brahmanen überragt ein Lehrer an Würde, zehn Lehrer überragt ein Vater, zehn Väter oder wohl auch die ganze Erde überragt an Würde eine einzige Mutter. Welcher Ehrwürdige kommt einer Mutter gleich?